

Iris Roebing-Grau (Berlin)

Littérature et politique en Océanie (New Zealand Journal of French Studies 37 1 & 2, numéro special) 2019, hg. v. Andréas Pfersmann und Titaua Porcher.

Das Sonderheft des seit 1980 erscheinenden *New Zealand Journal of French Studies* überblendet bereits mit seinem Titel "Littérature et politique en Océanie" zwei weite Felder: Literatur und Politik einerseits, Ozeanien andererseits. Dieser große Rahmen wird dann aber von den HerausgeberInnen Andréas Pfersmann und Titaua Porcher, beide tätig an der Université de la Polynésie française, bereits im Vorwort wieder deutlich enger gefasst, wenn Franz Kafka mit einem Tagebucheintrag von 1911 zitiert wird, in dem er ein "Schema zur Charakteristik kleiner Literaturen" vorstellt (9). Nicht groß, sondern klein soll es also sein und gerade in diesem Kleinen zeige sich – so Kafka – eine besondere Nähe zur Politik. Damit wird in dem Heft eingangs zwar ein kritisch diskutierter Begriff aufgerufen, kann man das 'kleine' doch leicht als abwertend interpretieren. Aber das Vorhaben erhält mit der Formulierung auch seine Konturen und man versteht, dass hier die literarische Produktion nicht eines Landes, nicht einer Sprache und auch nicht einer einheitlichen Bevölkerungsgruppe, sondern eines geographischen Raumes vorgestellt wird, in dem sich aufgrund seiner kolonialen Geschichte und Gegenwart eine neue literarische Aktivität Gehör verschafft. Das Heterogene und gleichzeitig etwas Verbindendes erkennbar werden zu lassen machen sich die HerausgeberInnen zur Aufgabe.

Die Mehrheit der Beiträge widmet sich indigenen AutorInnen der Gegenwart und darin liegt bereits ein großes Verdienst dieses Heftes. Im ersten Beitrag stellt Peter Brown zeitgenössische Theaterstücke der australischen SchriftstellerInnen Hannie Rayson, Louis Nowra, David Milroy and Daniel Keene vor. In *Hotel Sorrento* von Hannie Rayson, das die Autorin bekannt gemacht hat, geht es um ein Haus, das unerwartet drei Schwestern als Erbe zufällt, von denen eine schon nicht mehr in Australien, sondern inzwischen als "expat" in London lebt. Weil die drei Frauen sich nicht einigen können, wird die Immobilie verkauft. Zur Disposition steht damit nicht nur das Zuhause ('home'), sondern synekdochisch die Heimat und auch die eigene Identität. Sie muss immer wieder neu verhandelt werden und unterhält dabei eine schwer zu bestimmende Verbindung zu einem Ort, zu Land und Boden. Damit ist ein roter Faden des Bandes identifiziert: Wem gehört das Land Ozeaniens, eines Raumes den die AutorInnen in ganz unterschiedlicher Weise inszenieren? Der Übergang zum nächsten Beitrag gestaltet sich nahtlos, eröffnet dieser doch mit dem Satz: "'Oiwi (Native Hawaiian) identity is rooted in our 'āina (land) and embodied in our language, which is reflected in our literature [...]" (45). *ku'ua-loha ho'omanawanui* stellt darin zeitgenössische Dichtung aus Hawaii vor und allein die zahlreichen in Klammern angegebenen Übersetzungen aus der hawaiischen Sprache machen deutlich, dass hier ein Vermittlungsprozess im Gang gesetzt werden soll, in dem etwas Eigenes kommuniziert und reklamiert wird. Auch hierbei geht es oft um den Boden, der in der Inselkultur anders konzeptualisiert werde: nicht auf Landkarten, damit er vermessen, besessen oder verkauft werden kann, sondern als "familial, beloved, directly nurturing, life-giving, and sustaining" (61).

Auch Jean Anderson knüpft mit ihrem Beitrag an diese Thematik an. In dem Überblick, den sie über das Genre des europäischen Bildungsromans in Ozeanien gibt, der als Form auch von indigenen Autorinnen adaptiert wird, beschreibt sie u.a. *Mutuwhenua: The Moon Sleeps* der neuseeländischen Autorin Patricia Grace, die ihre Figuren einen Wechsel vom Land in die Stadt erleben lässt. Aber es setzt keine Befreiung ein, vielmehr fehle die heimatliche Umgebung und die damit verbundene Gemeinschaft. Als bemerkenswert stellt Anderson heraus, dass in diesen Romanen, insgesamt werden sechs Bildungsromane vorgestellt, das individuelle Schicksal mit dem kollektiven verbunden werde. Nicht nur eine Geschichte über das Erwachsen-Werden sollen die Lesenden kennenlernen, sondern auch eine Erzählung von einem Volk, das sich oft mit Bezug auf einen Ort verstehe. Ein bemerkenswertes Detail wird im letzten Satz deutlich: Beschreibt eine nicht-indigene Autorin diesen Prozess, sei von Passivität und Untergang die Rede, schreibe eine Eingeborene, gehe es um die Suche nach Freiheit und Selbstbestimmung.

Auch in dem Roman *Tâdo, Tâdo, wée!* Der neu-kaledonischen Autorin Déwé Gorodé geht es um die Frage nach der Identität des eigenen Volkes. Mounira Chatti betont in ihrem Beitrag zu dem Roman die Bedeutung der mündlichen Traditionen, die in der literarischen Form einen eigenen Ausdruck fänden. Außerdem spiegele sich in der Syntax der "langues kanak" (88) ein nicht-europäisches Zeitempfinden wider. Auch dieses Selbstverständnis mache die literarische Form verständlich.

Dass all diese Texte unweigerlich politisch sind, liegt auf der Hand. Welche konkreten Forderungen und Ansprüche dabei formuliert werden können, stellt Odile Gannier in ihrem Beitrag zu der Zeitschrift *Littérama'ohi* heraus. Die polynesi-sche Publikation ist zwischen 2002 und 2018 erschienen und hat unterschiedliche AutorInnen locker miteinander verbunden. Odile Gannier macht deutlich, dass es bei dieser 'kleinen Literatur' auch um ganz praktische Fragen der Publikationsmöglichkeiten geht und dass diese literarische Produktion nicht nur mit in die Zukunft gerichteten Forderungen verbunden ist, sondern auch gegen ein Vergessen der eigenen Traditionen anschreibt. Inwiefern beides miteinander verbunden ist, zeigt der Beitrag von Sémir Al Wardi, der noch einmal konkrete politische Ansprüche in einem postkolonialen Zeitalter benennt: 2013 ist Polynesien erneut auf die Liste der UNO gesetzt worden, auf der die zu dekolonisierenden Länder geführt werden. Allein angesichts dieser Deutlichkeit mutet das Zitat von Nicolas Sarkozy befremdlich an, der noch 2010 verkündete: "L'outre-mer est français et restera français[.]" (149). Auch hier kreisen beide Parteien um das jeweils eigene Geschichtsverständnis. Zu Recht integriert das Heft diesen Aspekt. ‚Wer schreibt wessen Geschichte?‘ fragt auch Titaua Porcher in ihrem Beitrag zur historiographischen Darstellung und zur schulischen Vermittlung von Historie. Ganz nebenbei findet sich in dem Beitrag eine Jahresangabe zum ersten Roman Tahitis. Gemeint ist *L'île des rêves écrasés* der indigenen Autorin Chantal Spitz, die auch über Polynesien hinaus bekannt ist. Ihr Roman stammt von 1992. Das Datum veranschaulicht noch einmal, wie jung die hier verhandelte Literatur tatsächlich ist. Doch auch diese junge Literatur entsteht nicht ex nihilo. Ihre Anfänge liegen, wie der Beitrag zeigt, im Bereich der 'oral history', der Mythen und Erzählungen der Eingeborenen. Diese historische Tiefe gelte es historiographisch zu vermessen. Im letzten wissenschaftlichen Beitrag des Sonderheftes widmet sich Andréas Pfersmann dem Autor Paul Tavo und seinem 2015 erschienenen Roman *Quand le canibale ricane*. Bewusst wird das Kriterium der literarischen Qualität in den Mittelpunkt gerückt, das bei den anderen Beiträgen zugunsten der politischen The-

men weniger stark beachtet wurde. Pfersmann eröffnet mit einem imposanten Akkord: Mit den Werken von Flaubert oder Proust habe dieser Text wenig gemein. Längen, Wiederholungen, eine karge Handlung und eine wenig übersichtliche Struktur würden die Lektüre dieses doch immerhin 500 Seiten umfassenden Textes erschweren. Wie rettet sich der Autor aus dieser Rolle eines vermeintlich eurozentrisch anmutenden Kritikers? Er vergleicht den Roman von Paul Tavo mit *Hombo. Transcription d'une biographie* von Chantal Spitz. In beiden Texten werden marginalisierte Jugendliche beschrieben, was einen Fokus auf die jeweiligen ästhetischen Verfahren der Texte nahelegt. Während bei Chantal Spitz Ambivalenzen die Narration bestimmten, präsentiert Paul Tavo politische Forderungen, weswegen sein Roman in dem Maße, in dem er zum Manifest werde, die hermeneutische Tiefe vermissen lasse.

Weitsichtig haben sich die HerausgeberInnen dazu entschieden, nicht mit diesem kritischen Tonfall zu schließen, sondern das Wort zurückzureichen an die AutorInnen. In einem ausführlichen Interview legt Déwé Gorodé ihr Selbstverständnis dar, in kürzeren Texten kommen anschließend Patricia Grace, Moetai Brotherson, Frances C. Koya Vaka'uta, Albert Wendt und Chantal Spitz zu Wort. Nachträglich in Erinnerung blieb der Rezensentin das Gedicht "I angry native" von Frances C. Koya Vaka'uta. Adressiert werden die Lesenden mit ihren Wünschen und Projektionen: "You want a poem / that smiles coyly / And folds her legs to the side / As she rests / on a plinth / at the local craft market / A good / PI poem / that knows her place /" (243). In den folgenden Strophen wird deutlich, dass die Autorin ein solches Gedicht nicht schreibt. Was in der zitierten zweiten Strophe aufscheint, haben Michel Pêcheux und mit ihm die AutorInnen von *The Empire Writes Back* als 'counter-identification' beschrieben. Es klingt aber auch wie ein Echo des letzten Beitrages von Andréas Pfersmann und führt die Debatte des Bands weiter: In den ozeanischen Literaturen wird nicht nur verhandelt, wem das Land ('la terre') gehört und wessen Identität sich damit verbindet, sondern auch in welchen Traditionen sich diese jungen Literaturen selbst verorten, die weit entfernt von Europa, mitten im Pazifik entstehen und den auf sie gerichteten Blick bereits selbstbewusst zurückspiegeln. Diese Bewegung eingefangen und in ihrer Breite vorgestellt zu haben ist ein großes Verdienst dieses Sonderheftes. Eingangs hätte man sich etwas mehr Informationen gewünscht, ist doch der beschriebene Raum politisch, konfessionell, sprachlich und kulturell so heterogen, dass man sich in vielen Beiträgen erst einmal orientieren muss, bevor man die Beobachtungen im Detail verorten kann. In dem vergleichbaren Band *Littérature du Pacifique insulaire* (2013 hg. v. Jean Bessière et Sylvie André) kann man sich über diesen Service freuen. Dafür belassen Pfersmann und Porcher es in ihrem Unternehmen nicht nur bei Texten *über* die ozeanischen Literaturen, sondern inszenieren ein in jeder Hinsicht polyphones Miteinander, in dem sich eine Identität über einen literarisch entworfenen geographischen Raum formiert.